Bunte Zeitung.

Sic transit gloria mundi! Die industrielle Betriebsamkeit unserer Tage bringt schonungslos in die durch ihr Alter und ihre Vergangenheit geweihten Stätten. Wie seltsam berührt es den Wanderer, der die schöne, erinnerungsreiche Pfalz durchstreift, wenn er nach der einst hochberühmten Abtei Lorsch an der Weschnitz kommt, in deren „bunter Kapelle" König Ludwig der Deutsche, der Gründer des Deutschen Reiches, begraben liegt, wo der Sage nach auch Frau Ute neben Siegfried, dem kühnen Helden, ruht — und er diese altehrwürdigen Hallen zum Trocknen von Tabak benutzen sieht. Das haben sich die germanischen Heroen schwerlich träumen lassen. In dem prächtigen Kirchenbau des Klosters Limburg ferner, einst der Sitz Konrad des Saliers, welcher 1023 zum deutschen König gewählt, 1030 das Kloster gründete, hat jetzt ein Gastwirth sein Geschäft aufgeschlagen, er hat den gothischen Kreuzgang in einen grünen Laubgang umschaffen lassen, und hier geht es gar lustig her, wenn der Wein gedeiht und die Bürger der Nachbarstädte zu dem Bau hinaufsteigen, um beim Schoppen die Sorgen des Werkeltages in den Wind zu schlagen. Noch ärger hat das schonungslose Nützlichkeitsprinzip der Neuzeit dem Kloster Rothenkirchen mitgespielt, dessen stolze Säulenbasilika zu einem Kuhstall herabgesunken ist. Zwischen die Säulenkäufe und das wohlerhaltene Deckengewölbe hat man ein Bretterdach geschoben, um einen Heuboden zu gewinnen, während die Säulen in Düngerhaufen stecken. So verliert sich der Duft der Romantik.

Allerhand Sprachschätze. In einem Beschlusse der Kgl. General-Kommission für die Provinzen Brandenburg und Pommern vom 10. Okt. (Nr. 2087) prangt folgender wunderbare Schachtelsatz: „Die dem frühern Stadtsyndikus, jetzigen Rechtsanwalt Herrn Wittchow in Charlottenburg (z. Zt. Schillerstraße Nr. 105 wohnhaft) durch unsern Beschluß vom 12. Sept. 1892 in Verbindung mit unserem Beschlusse vom 23. Mai 1891 bezüglich der §. dem letztern Beschlusse aufgeführten, auf dem am 5. Mai 1856 bestätigten Rezesse über die Aufhebung der Gemeinheiten auf der Feldmark Charlottenburg, im Thiergartenfelde und den in der Königlichen Jungfernhaide belegenen Wiesen beruhenden gemeinschaftlichen Anlagen auf Grund des Gesetzes vom 2. April 1887, G.-S. S. 105 übertragene Vertretung der Gesammtheit der aus dem Rezesse ersichtlichen Betheiligten wird hierdurch im Einverständniß mit dem Herrn Regierungs-Präsidenten auf die sämmtlichen auf jenem Rezesse beruhenden gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Interessenschaft ausgedehnt." — In einer großern Wiener Zeitung ist zu lesen: „Zufolge der heute hier gewesenen Kommission ... dürfte der in den Sack eingenähte Leichnam ... einem wiener Touristen angehört haben ... Bei dieser Gelegenheit wurden der bis nun fehlende Unterkiefer, sowie einige Rippen gefunden. Auf Ortsfriedhofe in Preßbaum wurde die Obduktion des Leichnams vorgenommen ... Die Haut am Kopfe war über denselben gezogen ... Sonst war an dem Leichnam keinerlei sichtbare Verletzung wahrzunehmen. Die Säcke ergaben auch, daß es ehemalige Futtersäcke sind. Dr. K. ordnete an, daß das von Schmutz starrende Hemd gewaschen werden soll. Das bis nun für ein Chiffonhemd gehaltene Hemd entpuppte sich ... als ein Touristen-Jägerhemd" ...

Singende Bäume. Unter den Akazien Afrikas, welche im Sudan oft waldartig Hunderte von Quadratmeilen bedecken, ist eine der interessantesten die Acacia fistula, welcher die Sudanesen den Namen Pfeifenbaum (Ssoffar) beigelegt haben. Die weißen elfenbeinernen Dornen dieser Akazie werden stets durch Insektenlarven, die sich im Innern entwickeln, monströs umgestaltet und schwellen an der Basis zu kugeligen Blasen von der Größe eines Kubikzolles an. Nachdem das Insekt vermittelst eines kreisrunden Loches ausgeschlüpft ist, bildet dieser Dorn einen Resonanzboden, welcher im Spiel der Winde deutliche Flötentöne erzeugt. In den Wintermonaten gewährt der entlaubte Wald der Flötenakazien durch das kreideweiße gespenstische Astwerk, welches mit abgeblasenen Stacheln bekleidet, wie von Schneeflocken bedeckt erscheint, einen sonderbaren Anblick. Das Flöten und Pfeifen von tausend Stimmen erhöht das Eigenthümliche eines solchen Anblickes. Es sind schon vor Jahren Samen der Flötenakazie nach Kairo gebracht worden, woraus sich dort inzwischen große Bäume entwickelt haben, welche ebenfalls an allen Stacheln die krankhafte Anschwellung und Durchlöcherung durch ausschlüpfende Insekten darthun. Dies ist in der That eine sehr sonderbare Erscheinung und veranlaßt zu der Frage: Wie hat sich das Insekt, welches die Veranlassung dazu gegeben, im Samen erhalten, oder wie hat es in Kairo seinen Baum wiedergefunden? Die neuere Ansicht geht dahin, daß, da der Weg aus dem Sudan bis nach Kairo für ein derartiges Insekt denn doch ein zu weiter sein dürfte, dasselbe sein Ei in die Schote jener Akazie ablagert, wie es bei uns die Erbsenkäfer auch zu thun pflegen, so daß mancher Same nicht ganz von der Larve zerstört, dennoch keimfähig bleiben kann.

Die vergessene Tabakspfeife. In einer Straße in London, so berichtet die „Indépendance belge", giebt es zwei telegraphische Bureaus, das eine für das Kabel London-Paris (über Dover und Calais), das andere für das Kabel London-Brüssel (über Ostende). Die beiden Bureaus liegen sich gerade gegenüber, und die Angestellten unterhalten die besten Beziehungen zu einander. Vor einigen Tagen kam es nun vor, daß ein Beamter des belgischen Bureaus seine Tabakspfeife auf dem Tische eines seiner Kollegen „von gegenüber" vergaß. Höflich ersuchte er einen jungen Groom, ihm das nützliche Rauchwerkzeug zu holen. Darob war der kleine Bursche sehr empört; er behauptete, daß er nicht dazu da sei, vergessene Tabakspfeifen zu suchen, sondern nur Arbeiten zu leisten habe, die das Bureau selbst angingen. Der Beamte verlegte sich nicht etwa aufs Bitten, sondern setzte sich einfach an einen Apparat und bat Dover, ihn mit Calais zu verbinden, dann Paris, ihn mit Brüssel zu verbinden, dann Brüssel, ihn mit Ostende zu verbinden, dann Ostende, ihn mit London zu verbinden. Gerade befand sich der Kollege von ihm gegenüber, mit dem er während seiner freien Zeit vor einem Vierteilstündchen geplaudert und auf dessen Tisch er die Pfeife vergessen hatte, am Apparat. „Ich habe meine Tabakspfeife an Ihrem Tische vergessen, bitte schicken Sie mir sie durch einen Ihrer Boys zurück. Der einzige verfügbare Groom in meinem Bureau weigert sich, die Pfeife zu holen," so tönte es herüber. 40 Sekunden später war die Tabakspfeife, wegen deren Rückgabe ein großer Theil von Europa in Bewegung gesetzt wurde, wieder in den Händen ihres Eigenthümers.

Bestrafter Aberglaube. In einem Westricher Dorfe starb die Frau eines Bienenzüchters. Der abergläubischen Sitte gemäß ward ein Mann bestellt, welcher den Bienen durch Klopfen an den Stöcken den Tod der Hausfrau in der Zeit ankündigte, als sich vom Hause aus der Leichenzug in Bewegung setzte. Die darob erzürnten Bienen stürzten aus ihren Wohnungen hervor und warfen sich in Schwärmen auf die letzten Trauergäste, welche den Schluß des Trauerzuges bildeten und Frauen waren. Dieselben konnten sich nur dadurch retten, daß sie die Röcke über dem Kopfe zusammenschlugen und ihr Heil im nahen Bache suchten.

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Die kirchliche Dichtung, hauptsächlich in Deutschland, von A. F. W. Fischer, Dr. theol. und Superint. Gotha, Perthes, 1892. Diese der theologischen Fakultät in Jena gewidmete Schrift kommt aus der Feder eines Mannes, welcher auf dem Gebiete der Hymnologie eine Autorität ist, ebenso wie Warneck, dessen neueste Schrift hier auch zur Erwähnung kommen soll, auf dem Gebiete der Mission. Fischer's „Kirchenliederlexikon" ist eine treffliche Leistung, und auch die vorliegende Arbeit (ein Band aus Zimmer's Handbibliothek der prakt. Theologie) beruht auf reicher Erfahrung und tüchtiger Quellenkenntniß, obschon von neuern Werken einige nicht berücksichtigt zu sein scheinen. Der Hauptheil gilt mit Recht dem evangelischen Kirchenlied. Daß zum Schluß auch der weltlichen Dichtung, dem deutschen Volkslied, der neuen weltlichen Lyrik und Dramatik eine Betrachtung gewidmet wird, ist dankenswerth. — Ebenfalls aus Zimmer's Handbibliothek für praktische Theologie stammt Warneck's „Evangelische Missionslehre" (Gotha 1892) Band I. Den Gebildeten unter den Missionsfreunden wird hier von berufenster Stelle ein abgerundetes System einer Lehre über die Mission geboten, also eine Missionstheorie. Eine solche gab es bisher noch nicht, um so dankbarer wird diese Gabe aufgenommen werden, welche auch für Laien bestimmt, Theologen aber unentbehrlich ist.

Von L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute liegt jetzt die 34. Auflage vor. (Leipzig, G. A. Gloeckner), geb. 7,50 M., geb. in Leinwand 8,50 M., in Halbleder 9 M. Die praktische Brauchbarkeit dieses zuverlässigen und ausführlichen Lehr- und Nachschlagebuches ist in allen kaufmännischen Kreisen längst anerkannt. Dasselbe zeichnet sich durch sorgfältige Auswahl des wirklich Nothwendigen und im praktischen Leben am häufigsten Vorkommenden, durch kurze und gedrängte, aber dennoch klare, leicht verständliche Darlegung gegenüber gleichartigen Unternehmungen aufs vortheilhafteste aus. Den gewaltigen Fortschritten der neuesten Zeit gerade auf kaufmännischem Gebiete entsprechend, hat das Buch fast in allen Theilen wesentliche Veränderungen erfahren, einzelne Abschnitte sind neu bearbeitet, andere aber, wie z. B. „Patentwesen", vollständig neu; unter „Handelsgeographie" sind die deutschen Kolonialunternehmungen besonders berücksichtigt. Dem die kaufmännische Geschäftspraxis behandelnden Theil, der Buchführungslehre, dem kaufmännischen Rechnungswesen 2c. ist eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, zahlreiche Uebersichten und Tabellen, Verzeichnisse und Register sind ergänzt und erweitert. Mit einem Wort, das Werk steht in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 293. **Halle a. d. S., Mittwoch den 14. Dezember** **1892.**

[8]

Den Diamantschleifer.

Roman von H. Rosenthal-Bonin.

Als am nächsten, dem verabredeten Tage, Paul Sivers sich nach Rotterdam zum Schiff begeben wollte, zeigte sich, daß er seiner erschöpften Natur doch zu viel zugetraut. Anstatt sich zu schonen, arbeitete er fleißig für den behaglichen Klas und studirte damit bis spät in der Nacht in den Büchern des Fräuleins, um wie gewöhnlich, mittags im Garten über das Gelesene mit ihr sprechen zu können. So kam es, daß der junge Mann am Morgen in Fieber lag und das Bett nicht verlassen durfte. Der Kapitän brummte und schimpfte über die Unvorsichtigkeit des Menschen. Er hätte heute beim Einbringen der Ladung helfen und da er gut schrieb, was Halim nicht verstand, die Ladscheine ausstellen, das Einbarken kontrolliren, Listen an Bord aufstellen, diese auf dem Zeekantor angeben und anderes mehr thun können, — Geschäfte, die sonst der Kapitän besorgte, den diesmal jedoch eine plötzlich nothwendige Reise drei Tage von Rotterdam fernhielt. Nun hätte der Kapitän zu diesen Verrichtungen allerdings, wie das oft vorkam, Agenten miethen können — das aber sind Allerweltsschwätzer, mit jedermann bekannt, Neuigkeitenzuträger — wie van Heeren sie nannte — und durch diese wäre sein Fortbleiben bei der Einladung an die große Glocke gehängt worden. Das wollte der Kapitän aber vermeiden, denn seine Reise sollte Geheimniß bleiben, niemand auffallen — van Heeren gab also Ordre, mit Ladung der „Donna" drei Tage zu warten, und reiste in derselben Nacht mit dem Schnellzuge nach Bremen ab.

Er kam mittags dort an, trug eine blaue Brille, hinkte und suchte einen bekannten Schiffer auf. Beide begrüßten sich wie alte Kameraden, die sich vollständig verstanden.

„Jansen", begann der Kapitän, nachdem er die Brille abgenommen, „ich habe wieder ein Geschäft!"

Hinerk Jansen nickte.

„Es sind siebenunddreißig Stückfässer Rheinwein à tausend Liter genau — das heißt solche mit Wasser gefüllt und als Rheinwein Ladeschein — bis zum 14. Juli nach Hamburg an meine Adresse zu bringen."

Jansen nickte.

„Wenn du nicht versicherst, fragt kein Mensch darnach, ob Wein oder Wasser im Faß ist."

Jansen nickte mit seinem dicken grauschwarzen Kopf wieder.

„Laß dich durch keine Depeschen, durch keine Briefe, die du von mir bekommst — es werden zwei eintreffen — irre machen."

Jansen lächelte, daß der Kapitän ihm so etwas zuzutrauen schien.

„Kommt pünktlich an und mach's vorsichtig. — Zweitausend Thaler, Jansen!"

Der Schiffer nickte wieder.

„Abgemacht, Jansen?"

„Abgemacht," sagte dieser — es war das erste Wort, welches er bei dieser Unterhandlung sprach, dabei in die dargereichte Hand des Kapitäns schlagend.

„Jetzt wollen wir zu den Schiffen," meinte der Kapitän und beide gingen zu dem „kleinen Hafen" hinaus, wo Jansen zwei Schooner hatte.

Der Kapitän suchte für die Fahrt einen sehr niedrigen, tiefgehenden aus.

Zwei Stunden später war Kapitän van Heeren schon wieder auf der Rückreise in die Niederlande. Am dritten Tage mittags stand er unversehens vor seinem Hause und fand den jungen Mann noch krank; der Kapitän aß eilig und ließ sich dann in die Stadt hinüberrudern, wo er sofort die Ladung der „Donna Anna" ins Werk setzte. Seine Abwesenheit war gar nicht bemerkt worden. In vier Tagen war die Einschiffung der Güter für Hamburg beendigt, und Paul auch soweit wieder hergestellt, daß er im Garten umhergehen konnte.

Wieder traf es sich, daß der Neger Gesine mit dem jungen Mann lebhaft sich unterhaltend im Garten fand, und wieder erschien jenes blitzartig blutrothe Aufleuchten in den Augen des Afrikaners.

Gesine zeigte sich auch heute gegen den Neger freundlicher als sonst; man merkte ihr aber an, wie schwer ihr das wurde. Auch die alles sehenden Augen des Negers nahmen dies wahr, seine gemessene, Freundlichkeit gegen den neuen Schiffskameraden blieb jedoch unverändert.

„Wir gehen morgen in See, Kamerad," sprach er ermuthigend zu Paul. „Die Seeluft wird Sie bald völlig gekräftigt haben."

„Ja," stimmte der Kapitän zu, „die Seeluft ist eine stählerne Klinge, so scharf, so biegsam, so blank, so grimmig, — das merken wir oft, wenn die Luft anders will als wir — und ein stählendes Bad zugleich, sie macht den Menschen frisch, gesund, kühn und stark; sehen Sie mir an, Sivers, daß ich neunundsechzig Jahre und acht Monate alt bin? Ich vertrage ein halb Dutzend steife Grogs zum Frühstück und biege ein Hufeisen, wenns sein muß, wie der alte König von Sachsen, wie hieß er doch — Gustav — Heinrich?"

„August der Starke," fiel Paul ein.

„Na ja, das wissen Sie, Sie sind ein gelehrtes Haus, scheint's, etwas zu gelehrt beinahe für die See," fuhr der Kapitän fort, „schadet aber auch nichts, ich kenne einen Advokaten, der Bücher geschrieben hat und später der größte Schmuggelkapitän Hollands geworden ist. Sie haben ihn nie bekommen," lachte der Kapitän vergnügt. „Also morgen, da geht's in die wogende See," sprach van Heeren weiter, die bekannte Liebstrophe als Vers sprechend; „dann heißt's: Liebchen, ade," hierbei sah er beziehungsvoll den Neger an, der sich zum Lächeln zwang. „Jetzt nehmen Sie Abschied von meiner Tochter, Halim, meine Tochter wünscht uns Gutes, — wir brauchen das zu unserem Unternehmen und schöne Damen bringen dem Schiffer immer Glück."

Der Neger wartete erst, daß Gesine ihm die Hand reichte. Sie that dies, der Afrikaner ergriff die schmale weiße Hand mit der einen und legte seine andere darauf.

„Auf fröhliches Wiedersehen!" sprach er dann mit tiefer Stimme und verneigte sich vor dem Fräulein mit stolzer Ehrerbietung. Bald darauf verließ er das Haus.

Gesine suchte im Laufe des Tages noch ungestört ihren Schützling zu sprechen. „Sie werden uns morgen verlassen," sagte sie in ihrer einfachen, herzlichen Weise. „Ich habe in der kurzen Zeit, seitdem ich Sie kenne, eine seltsame Sympathie für Sie gefaßt; ich wünsche Ihnen Gutes und deshalb warne ich Sie, vor diesem Schwarzen auf der Hut zu sein."

„Ihre Freundlichkeit und Theilnahme für einen armen Fremdling, verehrtes Fräulein," erwiderte der junge Mann, „legt mir eine so große Schuld der Dankbarkeit auf, daß kein Dienst, den ich Ihnen jemals erweisen könnte, mir genügend scheint, um diese abtragen zu können. Seien Sie versichert, gnädiges Fräulein, daß ich mein Leben an das Ihre für ewig geknüpft halte, das heißt in dem Sinne, wie ein treuer Diener zu einer edlen Herrin aufschaut."

„Nicht Diener," fiel das Fräulein mit zitternder Stimme ein, „nicht Diener, sondern Freund sind Sie mir geworden — von dem Augenblick an, als ich Sie in Ihrem Elend vor mir sah, fühlte ich für Sie wie für einen Bruder. Meine Gedanken werden Sie auf das Meer hinausbegleiten, — mögen sie Ihr Schutzgeist sein, denn Sie bedürfen dessen."

Der junge Mann war von diesen Worten tief erschüttert. „Wodurch habe ich diese Theilnahme verdient, Fräulein?" erwiderte er ernst, „ich weiß es nicht — ich verehre Sie, wie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921214034/fragment/page=0001

ich noch nie ein Weib verehrt habe. Ich habe meine Mutter nie gekannt, ich weiß nicht, wie man eine Schwester liebt, ich hatte noch nie einen Freund. Für Sie, Fräulein, habe ich ein Gefühl, wie es für alle diese sein muß. Es ist edler, stärker und höher als jene Liebe, die den Mann an das Weib knüpft. Ich vertraue auf den Schutzgeist, den Sie mir mitsenden — aber bedarf ich dessen?"

„Leider ja," flüsterte Gesine mit unterdrückter Stimme, „mein Vater hat etwas Heimliches vor, darauf deutet alles, was er seit einiger Zeit thut und treibt. Jener Neger ist ihm dabei behilflich, — ich halte diesen jedoch für tückisch und grausam-selbstsüchtig, er wird auch meinen Vater verlassen, wenn dies sein Vortheil erheischt. Darum geben Sie auf diesen Menschen acht, beobachten Sie ihn scharf in Bezug auf sich und lassen Sie sich nicht von einer Maske täuschen — der Mann hat seine Züge und sein Wesen wie wenige Menschen in seiner Gewalt."

Der Kapitän trat in den Garten und beendete dadurch die Unterhaltung. Er nahm seine Tochter unter den Arm, denn er hatte mit ihr noch mancherlei häusliche Angelegenheiten in Bezug auf seine Abwesenheit zu besprechen.

Am Abend war es Gesine, ohne daß es auffiel, noch einmal möglich, ihrem Schützling sich zu nähern.

„Schreiben Sie von Hamburg aus, wie Sie angekommen, gehen Sie mir überhaupt regelmäßig Mitte und Ende des Monats Nachricht vom Ihrem Leben — mich wird dies freuen," schloß sie, ihm die Hand reichend.

Der junge Mann bedankte sich für die Erlaubniß, die ihm, wie er sich ausdrückte, ein köstliches Geschenk dünkte. Der Kapitän nahm den neuen Seemann in sein Arbeitszimmer und ließ sich einige Waarenlisten von ihm kopiren, indessen Gesine in tiefen, bangen, sorgenvollen Gedanken befangen in ihrem Zimmer saß und zu den Lichtpunkten der Stadt, dem Gewirr der Hunderte von Laternen hoch oben an den Masten der Schiffe, in die Nacht hinaussah.

„Welch' wunderbares Verhängniß führte mir diesen Mann entgegen", murmelte sie, „und welche Gefühle bewegen mich so tief, so mächtig? Ist das Liebe? — Nein, das ist weniger und mehr als Liebe. Aber was ist mir dieser Mensch denn, daß ich mich so um ihn sorge — daß mein Herz in solcher Weise für ihn bangt und hebt?"

10. Kapitel.

Am nächsten Morgen früh drei Uhr mit Eintritt der Ebbe lichtete die „Donna Anna" die Anker und langsam fuhr der schwer beladene Dampfer in dem gelblichen Maaswasser hinaus.

Auf dem Schiffe befanden sich außer dem Afrikaner nur acht wetterharte, schweigsame Matrosen, Paul Sivers gleichfalls in Seemannskleidung, und zwei Heizer.

Die Zeit hatte nicht gereicht, Paul als Hilfsmann auf dem Hafenamt in Rotterdam einschreiben zu lassen, wie es die Vorschrift erforderte, und dem Kapitän war es ganz lieb so, weil er auf diese Weise nicht zu sagen brauchte, daß er einen Handwerker, einen Diamantschleifer als Seemann auf sein Schiff genommen.

Der Lauf des Schiffes wurde schneller und man glitt vorüber an flachen Ufern mit Windmühlen, einmündenden Kanälen, an einzelnen Gehöften, Dörfern, Städten und vielen Schiffen dem Meere zu. Gegen Mittag kam ein Lootse an den Dampfer, das Wasser zeigte sich unruhiger, das Land wich zurück, und vor dem Auge Paul's, der mit Taurollen beschäftigt wurde, breitete sich jetzt die wogende, lichtgrüne Nordsee aus. Rauch von fernen Dampfern lag auf dem Wasser und weiße Segel blinkten in der Sonne, während mächtige Schiffe in der Nähe stolz dahinzogen.

Bald jedoch trübte sich dies schöne Schauspiel für den neuen Seemann sehr bedenklich, er wurde seekrank und mußte in seine Koje hinabgehen, um sich dort zu Bette zu legen.

Auf dem Schiffe hatte sich niemand besonders um ihn bekümmert; er schien überhaupt bei dieser ersten Reise nicht sehr wichtig zu sein, denn man verlangte nicht nach ihm, und so lag denn Paul in seiner Koje, von dem Schiffskoch hie und da besucht und gepflegt und machte seine Prüfungszeit durch, welche Neulingen auf dem Meere selten erspart bleibt.

Als ihm am vierten Tage besser war und er auf das Deck kam, beschrieb die „Donna" schon einen großen Bogen um die glänzend gelb schimmernde Insel Neuwerk mit ihrem alterthümlichen viereckigen Thurm, und in der Ferne zeigte sich die deutsche Küste; ein Segelboot schaukelte der „Donna" entgegen, hielt auf dieselbe zu und legte an, ein Mann im Südwester, mit dem Fernrohr unter dem Arm, stieg an Bord. Es war der Lootse, welcher die „Donna Anna" nach Kuxhaven brachte. Eine Stunde später tauchten die Leuchthürme von Kuxhaven aus dem Wasser auf, man fuhr an Tonnen, Stangen und Dreiecken, festgeankerten schwarzen Leuchtschiffen, rothen, weißen und schwarzen, die Fahrstraße bezeichnenden schwimmenden Tönnchen vorbei und lief, am Hafendamm und Pier vorbei, in ruhiges Wasser ein.

Kuxhaven war erreicht.

Der Kapitän stieg hier aus, blieb eine Viertelstunde in einem Hafenbureau, um das Einlaufen persönlich zu melden, zu unterschreiben, Baken-, Tonnen- und Leuchtfeuergeld zu bezahlen und noch einige andere Formalitäten zu berichtigen — dann kam ein neuer Lootse auf das Schiff und die „Donna" fuhr weiter in die Bucht, die Ufer kamen näher und man befand sich in der Elbe.

Vorbei ging's in schnellem Lauf an grünen, fruchtbaren Wiesen, Feldern, Wäldern, Dörfern, die mit ihren rothen Dächern und Kirchthürmen hinter den grünen Elbdämmen hervorschauten, die Ufer wurden hügelig, Villen und Wäldchen stiegen in lieblicher Abwechslung an ihnen hinauf, und als der Abend hereinbrach, schimmerten die Lichter an den Masten der Schiffe im Hafen von Hamburg der „Donna Anna" entgegen. Sie fuhr langsam, drehte sich, die Ankerketten rasselten und die „Anna" lag, da der großartige Sandthorhafen damals noch im Bau war, im Niederhafen, an dessen Kais sich unmittelbar das Häusergewirr der großen Stadt anschließt.

Die ganze Mannschaft blieb die Nacht auf dem Schiffe, denn am andern Morgen sollte ausgeladen werden und die Leute frisch zur Arbeit sein.

Am folgenden Tage arbeitete man auch tüchtig. Es wurde aus dem Schiffsraum mit Krahnen herausgewunden, geschleppt, gerollt und gekarrt, und nach sechs Tagen strengen Schaffens war das Schiff leer und mit Strömen Wassers abgewaschen, getrocknet, verkittet und getheert und in Stand gesetzt, die Rückfahrt nach Holland wieder aufzunehmen.

Auch für Paul waren dieses schwere Arbeitstage gewesen, er hatte mit zu winden und zu karren gehabt, wie die übrigen.

Die neue Ladung für Rotterdam war schon da — der Kapitän hatte sie für eigene Rechnung gekauft, sie bestand aus siebenunddreißig Stückfässern feinen Rheinweins und fünfzig Kisten deutscher und Genfer Taschenuhren, der Wein zu siebenunddreißigtausend, die Uhren zu fünfzigtausend Thalern versichert.

Der Kapitän hatte eben seine Ladung im Schiffe untergebracht und die Versicherungspolice in der Tasche, als von Bremen aus ein großer Schooner ankam, der an seine, des Kapitäns van Heeren Adresse gleichfalls siebenunddreißig Stückfässer Rheinwein brachte.

(Forts. folgt.)

[3]

Warum der Müller nicht mahlte.

Von A. Fischer.

Frau Ritter räumte indessen die gebrauchten Teller fort und ließ nur den für den Müller stehen. Sie fand es doch in der Ordnung, sein Essen warm zu stellen. Einmal mußte er ja kommen — oder ob er es nicht that? Ja, was sollte dann werden? Zuerst wartete sie, dann grübelte sie, und schließlich suchte sie einen Entschluß. Gut, wenn er nicht kam, ging sie zu ihm. Wenn man sich über eine Sache nicht ausredet, bleibt sie an einem kleben wie Pech. Und so schwarz und dick wie Pech war gewiß das Gewissen des Müllers, daß das Unglück daran hängen geblieben war und ihn zum Selbstmord getrieben hatte. Heute früh hatte sie die Angst hinübergetrieben zur rechten Zeit noch, und jetzt mußte sie ums Kind den Gang machen. Ja, und das Kind nahm sie mit; sein Dasein schien ihr wie ein Schutz gegen etwaige Schrecknisse.

Frau Ritter schloß die Hausthür hinter sich und sah erst noch in den Hof. Wie friedlich dort alles aussah, so gar nicht nach einem entsetzlichen Unglück, was über den ganzen Besitz hereinbrechen konnte. Die Hühner kratzten im Mist herum. Bei dem

warmen Sommertage stand die Kuhstallthür sperrangelweit auf, und drinnen wiederkäuten liegend zwei braungefleckte Kühe. Ein herzerquickender Anblick für eine Landwirthin. Auf dem Ziegeldache glucksten die Tauben und plusterten sich auf in dem Sonnenschein, der darauf lag, und auf dem Flugbrette schnäbelte sich ein anderes schneeweißes Paar. Selbst der Bullenbeißer blinzelte mit dem Kopfe zur Hütte heraus so gutmüthig, wie es sein furchterweckendes Hundegesicht nur irgend zuwege bringen konnte — als gäb's gar keinen Teckel, den er nicht leiden konnte, in der Welt.

Auf Frau Ritter's hochgespanntes Gemüth wirkte diese allgemeine Ruhe wenig besänftigend, es erhöhte in ihr fast die Vorstellung von etwas entsetzlich Aufregendem, Unerquicklichem, dem sie entgegenging.

Sie wendete sich darum auch kurz ab und schritt auf die Mühle zu. So sauer war ihr noch kein Gang geworden, selbst nicht der, als sie heftig schluchzend hinter dem Sarge des seligen Gatten einhergewankt war zum Kirchhof. Damals fühlte sie tiefes Trauerleid, das ihr zwar ausreichend für ihr ganzes Leben dünchte, aber dieses Leben selbst nicht gerade peinvoll machte. Jetzt empfand sie beinahe körperlichen Schmerz durch die Furcht vor der ersten Begegnung mit dem Müller nach dem Vorangegangenen. Wenn die Windmühle nicht ihr das alte Wiegenlied vorrauschte, sie wäre kaum vorwärts gekommen. Und das Kind auf dem Arme war wirklich ein Trost. Es angelte jauchzend nach den Flügeln und Frau Ritter ließ es nach dem Takte tanzen. Das machte ihr selbst Muth, ebenso wie sie neben der Holztreppe pausirte und im Stillen eine Freiübung hielt über die Rede, welche sie dem Müller bei ihrem Eintritt halten wollte. Eine lange, alle erschwerenden Thatsachen berücksichtigende Rede sollte es werden, wenn schon der Hauptinhalt nur angedeutet wurde; der Zorn über die Verderbniß seines Seelenzustandes, die solche That reifen ließ.

Wie ihr das Herz zum Zerspringen schlug, als sie endlich die Stufen hinaufstieg und in die Mühle trat; aber von der bewußten Rede kam kein Ton über die Lippen.

Da saß der Müller auf dem Schemel lautlos mit eingesunkenen, stieren Augen und wirrem Haare, fast wie ein Trunkenbold nach durchschwärmter Nacht. Er blickte bei ihrem Eintritte auf, ohne ein Wort zu sprechen, dann brütete er wieder vor sich hin.

Frau Ritter sah ihn fast scheu an. Wie gebrochen und alt er aussah, seine Haut schien welk und blutlos, Falten zogen sich um den zusammengekniffenen Mund; auf der Stirn zeigten sich tiefe Furchen. Und dem wollte sie ins Gewissen reden? Dem wollte sie das Gewissen wecken? — Nun, deutlicher konnte keinem Menschen das böse Gewissen auf der Stirn geschrieben stehen.

Eine Weile herrschte, abgerechnet von dem Poltern des Mahlwerkes, völlige Stille. Plötzlich hielt Frau Ritter dem Müller das Kind hin. Das Schweigen beklemmte ihr die Brust fast zur Athemnoth.

„Da," sagte sie weich, „nehmt's Kind in den Arm und richtet Euch daran auf. Es kommt alles zu einem Ende, auch das Unglück."

Der Müller stöhnte auf:

„O ja, in acht Tagen, wenn ich mit dem Kinde im Armenhause sitze, und es dann aus Mangel an Pflege und Nahrung stirbt."

„Schwatzt nicht solchen Unsinn. Ihr ins Armenhaus, ein kräftiger, rüstiger Mann! Ist die Liese als Waise vielleicht besser daran unter fremden Leuten, wo sie von der Gemeinde hingegeben wird?"

„O nein. Ich habe mir aber gedacht, Ihr werdet das Kind nicht unter fremde Leute kommen lassen. Ihr hattet es ja so gern," sagte dumpf der Müller.

„So — meint Ihr — also ich soll mehr Liebe zu dem Wurme haben als der eigene Vater?" entgegnete Frau Ritter entrüstet, drückte dabei aber das Kind recht fest an sich. „Das wäre mir eine verkehrte Welt."

Der Müller starrte die Frau furchtsam an. — „Also das Kind müßte ausgethan werden, wenn, wenn —" es wollte ihm nicht über die Lippen.

„Wenn Ihr todt wäret," vollendete Frau Ritter. „Na, Ihr seid Gott sei Dank noch nicht todt, und ein so gottloser Gedanke wird Euch nicht wieder kommen. Da, hier ist der Schein, daß die Pfändung verschoben ist. — Das kommt alles von der Verstocktheit. Warum konntet Ihr nicht den Mund aufthun und sagen wie es steht. Es wäre nicht so weit gekommen, und die heimliche Sorge hätte Euch nicht den Kopf verrückt."

Der Müller sah theilnahmslos den Zettel an. Das war blos Galgenfrist, zu helfen war nichts mehr. — „Ihr habt schon so viel für mich gethan, und die Sorgen gingen mich allein an."

„Na, ich sollt' meinen. Wenn eine die ganze Wirthschaft leitet und das schwächliche Kind groß pflegt aus reiner Menschenliebe, hat sie wohl Anspruch auf ein ehrlich Wort, wie's steht. Ihr habt Euch und mir das Leben so zum Ueberdruß gemacht. — Ohne das Kind wäre ich wahrhaftig davon gegangen."

„Ja, ich weiß, Ihr wolltet wieder heirathen."

Frau Ritter streifte mit einem prüfenden Auge den Mann, während das andere an ihm vorbei die Kornsäcke hinter ihm zu zählen schien. — „Hat in Euch das die Thorheit groß gezogen, Euch und das Leben an den Nagel zu hängen?" fragte sie derb.

Er nickte mechanisch und erwiderte ohne alle Aufregung: „O ja, das war's auch. — Wenn ich sah, wie alles gedieh unter Eurer Hand, der Hof und das Kind, und bedachte, daß dies bald vorbei sei. Dazu sollte ich die 800 Thaler auftreiben, und kein Mensch wollte sie mir leihen! Ich hab' Tag und Nacht gesonnen, es fand sich nichts. Und mit dem Zwangsverkaufe der Mühle verliere ich das letzte, was ich mir früher so sauer erworben und abgedarbt habe. Die kranke Frau und die Einrichtung haben zu viel gekostet." — Er schwieg, das lange Reden wurde ihm sichtlich schwer. — Frau Ritter trat dicht neben ihn.

„Schaut einmal auf, Andreas, sehe ich aus wie ein Drache, der seine Schätze mit Gift und Galle hütet, oder wie ein lustiges Weib, die heirathen muß und wenn überall die Trauerfahnen um sie herumhängen? — Ihr konntet es ja erst abwarten, ob ich davon ging, und wenn es geschah, war's noch immer Zeit, das Kind zur Waise zu machen."

Der Müller blieb wie die Verzweiflung störrisch an seinem Elend hängen, das ihn in den Tod getrieben hatte. — „Was hilft das," begann er, „Ihr sagtet selbst, daß Ihr nicht ewig meine Wirthin bleiben könntet."

„Nun nein, als Wirthin nicht," — entschlüpfte es dieser schneller, als sie es bedachte. — Dann schämte sie sich fast ihrer Worte. Was brauchte der Mann von ihr zu wissen, daß sie ihn gut genug leiden gemocht hatte, um seine Frau zu werden? — Jetzt war das doch vorbei.

„Als was denn?" fragte der Müller mit zitternder Stimme und wagte zum ersten mal das Auge zu heben.

Frau Ritter sah ihn gerade an. Aller Kummer, alle Verzweiflung, aber auch ein schwacher, schüchterner Strahl neuer Lebenshoffnung lag in dem Blicke der tief in den Höhlen liegenden Augen des Müllers. Sie wurde es sich zwar klar bewußt, es lag augenblicklich in ihrer Hand, den vom Kummer erdrückten Mann wieder mit dem Leben zu versöhnen, — wenn sie eine Heirath zwischen sich und ihm als Möglichkeit hinstellte. — Einen Selbstmörder heirathen? Der Gedanke war im Augenblick grauenvoll. Schon wollte sie daraufhin ihm antworten, da wurde Liese auf ihrem Arm unruhig. Sie mußte das Kind hin und her wiegen, um es zu beruhigen, und dazwischen fiel ihr Blick immer wieder auf den armen gebrochenen Mann, der doch stets so brav und fleißig gewesen war und früher auch lieb und freundlich, ehe der Kummer ihn verkehrt hatte.

„Versprecht mir eins," begann sie, — „Ihr rappelt Euch auf, zahlt von meinem Geld die gekündigte Summe und versucht wieder ein anderer Mensch zu werden, dann — dann werden wir schon sehen! — Ihr seid ja immer fleißig und sparsam gewesen, um wieder herauszukommen, und später — ist auch noch nicht aller Tage Abend."

Wenn der Müller damit nicht zufrieden war, mehr konnte sie im Augenblick nicht sagen.

Der Müller stand auf und trat in die Thür. Er mußte sich sammeln. Die unerwartete Hilfe kam zu plötzlich in aller seiner Noth, um sie gleich zu fassen.

Endlich hatte er Worte gefunden.

„Ich danke Euch, Frau, für die Hilfe, — ich nehme sie an. — Wenn's Arbeit und Wille schaffen kann, dann — dann soll es Euch nicht gereuen." Er hielt ihr die Hand hin und Frau Ritter legte die ihrige hinein. Dann nahm er die kleine Liese auf den Arm und küßte das Kind und Frau Ritter stand stumm dabei und fuhr mit dem Schürzenzipfel in ihrem Gesicht umher, und bestand nun darauf, der Müller müsse etwas essen. Mit leerem Magen sei jeder Kummer fühlbarer.

Als sie am Abend sich mit dem Kinde allein und ungestört in der Kammer befand und alles im Hause schlief, nahm sie den Strick, den sie von der Mühle mitgenommen, und nagelte ihn hinter den Spiegel, wo ihn kein Mensch sehen konnte.

Sie wußte, das bringe Glück, und es waren auch keine vier Monate vergangen, da sah der Müller freundlich und wohl aus, und zahlte ihr die ersten Zinsen, und in weitern acht Wochen war sie seine Frau. Sie konnte ja nun doch erst recht nicht von der Mühle fort, wo ihr Geld und das Kind war. Es hat sie auch nie gereut, denn es wiederholte sich nie, daß die Mühle still stand, ohne daß sie mit dem triftigen Grunde vorher schon bekannt war. Denn der Müller hatte es nie mehr nöthig, aus Verzweiflung zu feiern.

Ende.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921214034/fragment/page=0002